

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 85. Bromberg, den 3. Mai 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.

Urheberschutz durch die Stuttgarter Roman-Zentrale C. Ackermann, Stuttgart.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

Das tobende Unwetter schreckte Floyd nicht. Es paßte zu seiner zerrissenen Gemütsstimmung. Auch konnte er sich schlimmerer Gewitter entsinnen, wo er rastlos stundenlang die erschreckten, dumpf brüllenden Rinderherden auf flinkem Bronko umkreist hatte, um sie zusammenzuhalten, während zündende Blitzstrahlen dicht bei ihm den Boden gefurcht und häufig genug in die Herde selbst geschlagen hatten. Der mit unverminderter Heftigkeit niederströmende Platzregen, mochte er ihn auch bis auf die Haut durchnässen, tat ihm gut. Die in unaufhörlicher Folge niederzuckenden Blitze dünkten ihm willkommene Leuchten auf seinem Wege durch die rabenschwarze Nacht. Die weithin das Echo der Berge weckenden krachenden Donnerschläge erschienen ihm matt gegen die Schläge seines eigenen Herzens.

Das grollende Unwetter würde sich austoben, die rabenschwarze Nacht um ihn mußte wieder sieghaftem Sonnenlichte weichen. Aber aus seiner umnachteten Seele konnte die Finsternis nie mehr weichen. Diese Erkenntnis raubte ihm den Lebensmut. Aus der Irre, in der er plötzlich wanderte, gab es für ihn kein Zurückfinden. Seines Lebens Leuchte war erloschen. Kate Lou hatte ihn verraten! Was sie ihm angetan hatte, konnte nichts auf Erden ungeschehen machen, selbst Kate Lou nicht. Nun er sie durchschaute, hatte sie keinen Reiz, keine Anziehungskraft mehr für ihn. Ja, sie ekelte ihn an. Die Custers rührten nicht an Schmutz.

Wie hatte es sein Vater doch so gut mit ihm gemeint! Heute hätte er die Hand küssen mögen, die ihn damals geschlagen hatte. Wie hatte Bessie es ausgedrückt? Auch jener Schlag war von Liebe und Herzensangst geführt. Liebe, sanfte, treue Bessie! Wie hatte er so achtlos an ihr vorübergehen, ihre ihm entgegengebrachte Liebe so gleichgültig übersehen können! Sie war so mütterlich, so selbstlos gut. In ihren Blauaugen wohnten Frieden und Behagen, in ihren Armen fand der Glückliche, der dort vom harten Lebenskampf ausruhen durfte, nicht jene betörende Wetterschwüle der Leidenschaft, aber guten Wegtrost — das echte, wahre Menschenglück.

Ein reuevolles Schluchzen entrang sich dem durch die Finsternis seinen Weg Suchenden. Wie reich hätte er sein können, geliebt vom Vater, geehrt von den Freunden und Nachbarn, schier angebetet von einem lieben Weib — und alles hatte er um jenen schönen, gleißenden Schmetterling dahingegeben — und nun gab es keine Brücke mehr, die zurückführte ins alte Glück. Bessies treue Liebe hatte er verschmäht und verraten, dem Vater konnte er nicht länger unter die Augen treten, denn der Makel brannte ihm wie ein Kainszeichen auf der Stirn — verlacht und verachtet von denen, die es gut mit ihm gemeint, heimatlos geworden — das war alles, was ihm die Zukunft fortan noch bot! Mit Kate Lou hatte er nicht nur Menschenglauben und all das, das ihm lieb und teuer gewesen war, verloren, auch die Achtung vor sich selbst — und das wog tausendmal schwerer als der Verlust jenes flatterhaften Weibes!

Wie sollte er ein solches Leben fortan tragen! Er wußte es nicht. Der Leitstern, der ihn bis dahin geführt hatte, war erloschen. Der Himmel, wie er ihn erträumt hatte, war niedergestürzt. Ihn schläferte plötzlich, und der Gedanke, schlafen zu dürfen — und im immerwährenden Schlafe der ungeheuren Enttäuschung seines Lebens und des Lebens selbst, das schal und wertlos geworden war, zu vergessen, erfüllte seine Seele . . . wenn einer der Blitze barmherzig genug wäre, statt der starrenden Felsgipfel ihn zu treffen und seinen Herzschlag zum Stillstand zu bringen!

Wieder flammte es taghell vom Himmel. Prasselnder Donner krachte betäubend nach.

Nicht enden wollte das wie von feurigen Fittichen getragene Aufflammen. In der Schlucht fuhr es nieder, hinter eine kurz vor dem langsam seinen Weg verfolgenden Floyd vorspringende Felsecke schien der Strahl sich verkriechen zu wollen. Nur um in der gleichen Sekunde mit grellem Aufzucken zurückzuflammen.

In den brüllenden Donnerschlag mischte sich ein kurzer, scharfer Krach.

Mitten im Schritt stockte Floyd. Wie rudernd warf er die Arme hoch. Wieder erfüllte ihn das Gefühl, als schlüge gegen ihn eines Riesen flache Hand und brächte seine Knie ins Wanken. Dann spürte er einen bohrenden Schmerz in der Seite, und mit der widerwärtigen Empfindung, als fülle plötzlich Blut seine Mundhöhle, brach er nieder.

Blitz um Blitz leuchtete in die Schlucht und auf den regungslos auf dem Wege Liegenden. Floyd erhob sich nicht.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Arbeiterlager stand verlassen. Die Morgenschicht hatte nicht einfahren können, denn kaum eine Handvoll Leute hatte sich zum Appell eingefunden. Zum erstenmal seit langer Zeit mußten die Arbeiten im Tunnel, wenn auch nur vorübergehend, eingestellt werden.

Dafür stauten sich die Tunnelbauer, ihre Gehilfen und die „Muckers" auf dem großen Platze vor den Beamtenhäusern. Niemand achtete auf den Regen, der gleichmäßig vom Himmel plätscherte und kein rechtes Tageslicht aufkommen ließ. Der Faustkampf zwischen den beiden riesenhaften Steindrillern, in denen die übrigen Bohrleute stillschweigend ihre Führer gesehen hatten, war vergessen. Man sprach nur von der unerhörten Schurkerei, der Floyd zum Opfer gefallen war.

Unten in den Salons und Spielhallen der Siedlung steckten die Revolver locker und eine Schießerei, bei der gelegentlich auch der eine oder andere Glücksritter sein Leben lassen mußte, war nichts Ungewöhnliches. Aber das kümmerte die streng gesonderte Zunft der Tunnelarbeiter, die nur an den Zahltags- und Sonntagsabenden in Berührung mit den fremden Elementen kamen, wenig. Mochte das zugelaufene Gesindel solche Streitereien unter sich ausmachen. Die Steindriller waren eine Kaste für sich und standen unter strenger Disziplin. Sie besaßen Standesehre. Solange am Tunnel gebaut wurde, hatte sich kein Verbrechen in ihren Reihen ereignet, so bunt zusammengewürfelt sie auch waren.

Und nun war Floyd, der besten und beliebtesten einer, gerade nach seinem glänzenden Siege meuchlings niedergeschossen worden!

Man hatte ihn in das oberste Haus der kleinen Beamtenkolonie geschafft; etwa zweihundert Schritte weiter oben, dicht beim Schluchteingange, hatte man ihn in einer von Blut und Regenwasser gebildeten Lache bewußtlos aufgefunden.

Hunderte von Männern standen feiernd vor der Häuserreihe. In ihrer Mitte fehlte diesmal der Schlächter, der sich

sonst bei jeglicher Gelegenheit vorzudrängen pflegte. Dabei hätte er es diesmal so bequem gehabt, denn das von ihm bewohnte Häuschen lag von dem, in dem man Floyd untergebracht hatte, nur um drei Häuser entfernt.

Die Frage nach dem Täter brannte auf allen Lippen. Aber von den Hunderten, die nur flüsternd miteinander zu sprechen wagten und ungeduldig auf die Neuigkeiten vom Schmerzenslager ihres Kameraden harrten, die der Lagerarzt in halbstündigen Pausen von der schmalen Vorderveranda des Häuschens zu verkündigen pflegte, fand sich kein einziger, der einen anderen als den auf allen Lippen schwebenden Namen genannt hätte.

Ab und zu zeigte sich auf der kleinen Vortreppe die gebieterische Gestalt Mike Martins. In den vor der Häuserreihe versammelten Gruppen wußte man, daß der Kontraktor den Schwerverwundeten vergeblich nach dem Täter gefragt hatte. Floyd hatte ihm keine Auskunft geben wollen oder können. Aber es war der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß der Kontraktor Goliath zu sich berufen und unter vier Augen eindringlich mit ihm gesprochen hatte.

Man war auch von dem höhnischen Lächeln Augenzeuge geworden, das nach Beendigung der Zwiesprache um Dick Foxeys Lippen geschwebt hatte. Als Goliath, die Hände in den Hosentaschen, breitspurig durch die angesammelte Menge zurückgeschritten war, war man ihm noch bereitwilliger als sonst ausgewichen, wie um nicht von ihm gestreift zu werden.

Dick Foxey hatte es scheinbar nicht wahrgenommen, er achtete auch nicht darauf, daß Kameraden, die er ansprach, ihm zwar antworteten, aber möglichst kurz abbrachen. Während sie sich flüsternd miteinnder unterhielten, stand Goliath wie ein Gemiedener.

Trat er an eine Gruppe heran, so wollte es scheinbar der Zufall, daß sie sich sofort aufzulösen begann. Es dauerte nicht lange, so stand Goliath allein, und das Spiel wiederholte sich ein dutzendmal, ohne daß es ihm aufzufallen schien. Er wurde im Gegenteil nicht müde ,seine Arbeitskollegen immer wieder anzusprechen, so schwer ihm das Reden auch fallen mußte. Seine Lippen waren dick aufgeschwollen, Kinn und Backen blutrünstig geschlagen und die Augen vermochten nur eben noch zwischen unförmigen Geschwulstmassen durchzusehen. Die machtvollen Fäuste seines Gegners hatten ihn schlimm zugerichtet, und Wochen mochten vergehen, bevor seine grausam entstellten Züge wieder ihren gewöhnlichen Ausdruck zeigten.

Noch während der Nacht hatte man die Umgegend der Tatstelle mit Fackellicht abgesucht, ohne Erfolg. Nun es endlich hell genug geworden war, um auch ohne künstliche Beleuchtung sehen zu können, begab sich der Kontraktor, in Begleitung einiger Oberbeamten, wieder nach dem auf seine Anordnung abgesperrten und von einer Anzahl Aufseher bewachten Tatorte.

In dumpfer Spannung harrte die angesammelte Menge. Mike Martin war ihr Held. Es gab keine männliche Tugend, die er ihrer Meinung nach nicht besäße. Er war durchtrieben und schlau. Wenn es Spuren zu entdecken gab, so fand er sie. Alle hatten ihn ingrimmig schwören hören, daß er nicht ablassen wollte, bis er den nichtsnutzigen Mordbuben entdeckt hätte. Damit war der Täter so gut wie gefangen. Wenn er auch nach seiner Zwiesprache mit dem Kontraktor höhnisch gelächelt hatte und breitbeinig und herausfordernd mitten unter ihnen stand. Immer wieder trafen Dick Foxey vielsagende Seitenblicke. Aber er vergalt sie mit spöttischem Achselzucken. Das Lächeln um seine Mundwinkel blieb, aber vielleicht verlieh es ihm nur die Gesichtsgeschwulst.

Da kam plötzlich der Kontraktor zurück. In der Hand trug er einen von Schmutz und Nässe übel zugerichteten Revolver. Seinen erregten Mienen war abzulesen, daß er die Schußwaffe irgendwo in der Nachbarschaft des Tatortes gefunden hatte. Wie sich bald herausstellte, war sie vom Täter, der hinter einer Felsmasse gekauert hatte, nach vollbrachter Tat liegen gelassen worden. Irgendwelche Spuren hatte man nicht sichten können; abgesehen davon, daß das so plötzlich eingesetzte Tauwetter die Schneeschicht zum Schmelzen gebracht hatte, hatten während der Nacht so viele Füße den Boden durchstampft.

Wider Erwarten begab sich Mike Martin nicht wieder in das oberste Haus, wo Floyd mit dem Tode kämpfte, sondern drei Türen weiter. Vor dem Häuschen des Schlächters blieb er stehen. Die Läden waren geschlossen, es lag still und wie ausgestorben, obwohl Jack Wilson mit seiner Tochter während des greulichen Unwetters dem vom Kontraktor über sie verhängten Ausweisungsbefehl schwerlich schon nachgekommen war.

Die Spannung der Menge vergrößerte sich. Schulter an Schulter gedrängt stand die Menge. Kein Blick wurde vom Kontraktor abgewendet. Was hatte er vor?

Da und dort stieß man sich verstohlen an, erinnerte sich an gewisse Vorgänge der verflossenen Nacht, die man in der hochgehenden Erregung völlig vergessen gehabt hatte.

„Floyd hat ihm ins Gesicht geschlagen!"

„Ganz recht — und Wilson schoß seinen Revolver auf ihn ab!"

„Er hätte ihn getötet, wenn Mike ihm die Waffe nicht hochgeschlagen hätte!"

„Wem gehört der Revolver, den Mike in der Hand hat?"

Ein unruhiges, bienengleiches Summen ging von der Menge aus. Man sah sich ungewiß an, beantwortete stumme Fragen durch Kopfschütteln oder Achselzucken, schielte verstohlen nach Dick Foxey, der nach wie vor breitbeinig und mit den Händen in den Hosentaschen dastand, als kümmerten ihn die Vorgänge ringsum nicht das Geringste.

Sollte man Goliath unrecht getan haben? War ein anderer der Täter? Etwa gar der schuftige Schlächter? Ein drohendes Murren ging durch die Menge, sobald sie eine solche Möglichkeit zu erwägen begann.

Eben klopfte der Kontraktor vernehmlich an die Haustür. Von drinnen erfolgte keine Antwort, auch nicht, als der Einlaß Heischende wiederholt geklopft und seiner Aufforderung zum Türöffnen durch einige derbe Fußtritte erhöhten Nachdruck verliehen hatte.

Das Murren in der angestauten Menge wurde lauter und drohender. Schon ballten sich die Hände, und die Blicke wurden verärgert. Keiner mochte den kleinen schmierigen Kerl leiden. Man hatte über ihn wie über einen Narren gelacht, weil seine Winzigkeit diesen Hünen der Arbeit possierlich erschien. Und auch über sein öliges Mundwerk hatte man lachen müssen. Aber er sollte sich nicht mausig machen, etwa gar Mike Martin trotzen, besonders nach dem wüsten Auftritt von letzter Nacht.

Einige Männer sprangen hinzu, ohne auf die Aufforderung des Kontraktors zu warten. Derbe Fäuste zerrten an den geschlossenen Fensterläden. Wie sie krachend herunterbrachen und einen Teil der Scheiben klirrend mitverschwinden ließen, sah man dahinter das totenbleiche, verstörte Gesicht Kate Lous auftauchen und schnell wieder verschwinden.

Mike Martin hatte dem selbständigen Vorgehen der Männer nicht Einhalt geboten. Nun rief er zürnend: „Sollen wir gewaltsam ins Haus dringen — oder wird die Tür endlich aufgemacht?"

Das half. Man hörte den Schlüssel im Schloß drehen, einen Riegel zurückschieben. Dann öffnete sich die Tür und in ihrem Rahmen erschien Kate Lou, im Morgengewand, das Haar noch aufgelöst, die sonst so sonnenhellen Augen verweint. Vor Angst zitternd, starrte sie auf den Kontraktor und die Hunderte von Männern hinter ihm. Ein Schreckenslaut bebte von ihren Lippen, als sie die unverhüllte Feindseligkeit in all den auf sie gerichteten Blicken gewahrte.

„Wir — wir sind eben erst aufgestanden," brachte sie mühsam hervor, „aber wir packen gleich und — und verlassen die Gegend, wie Ihr es befohlen habt, wandte sie sich tonlos an den Kontraktor.

„Darum handelt es sich nicht. Wo ist Euer Vater?"

„Er — er zieht sich noch an."

„Holt ihn!" befahl Mike Martin kurz. „Nun, wird es bald?" setzte er schroff hinzu, als das Mädchen auf der Schwelle verharrte.

Sie hob die gefalteten Hände. „Tut ihm nichts zu leide", schluchzte sie auf. „Er ist gereizt worden — aber er hat nur in blinder Wut geschossen, er hat Floyd — Mr. Custer", verbesserte sie sich mit zuckenden Lippen — „nicht ans Leben gewollt."

Verständnislos starrte sie in den wilden Aufruhr, den ihre Worte ringsum erzeugten. Sie schrie laut auf, als sie vernahm, wie ganze Männergruppen mit drohend geschwungenen Fäusten vorrückten. Aber unter der herrischen Handbewegung des Kontraktors verstummte sie, wie die Steindriller und deren Anhang.

„Er hat ihn nur zu gut getroffen, Euer Vater!" sagte Mike Martin. Er sprach wie immer, ohne seine Stimme sonderlich zu heben. Aber in der Runde war es so atemlos still geworden, daß man ihn allenthalben verstand.

Kate Lou blickte ihn noch immer verständnislos an.

„Ihr schlugt ihm selbst den Revolver aus der Hand, ja, Ihr habt ihn ja noch in Eurem Besitz", fügte sie arglos hinzu, als ihr Blick auf die ihr wohlbekannte Waffe in der Rechten des Kontraktors fiel.

„Das ist der Revolver Eures Vaters, nicht wahr?"

Kate Lou nickte. „Auf dem Schaft steht sein Name — aber wie sieht der Revolver aus, ganz beschmutzt und naß?"

Ihre Stimme wurde so unsicher wie ihre Haltung. In großer Bestürzung starrte sie bald auf die Waffe, bald dem hochaufgerichtet vor ihr Stehenden in das düstere, verschlossene Gesicht.

„Ja, der Revolver ist naß und schmutzig", wiederholte Mike Martin, nachdem er das drohend wieder anschwellende Murmeln der Menge hinter ihm abermals durch

einen ungeduldigen Wink zum Verstummen gebracht hatte. „Kein Wunder, denn ich hob das Ding da keine zehn Schritt von der Stelle auf, wo wir heute nacht Floyd Custer in seinem Blute liegend gefunden haben."

Unwillkürlich mäßigte sich während der letzten Worte sein Ton, so grauenhaft war das plötzlich aus Kate Lous Zügen sprechende Entsetzen. Wie von einem Schlage getroffen, brach sie fast in die Knie. Dann hielt sie sich krampfhaft an der Wand im Hausgang fest. Wiederholt bewegten sich ihre Lippen zu einer Frage, ohne daß sie einen Laut hervorbringen konnte.

Mißtrauisch schaute Mike Martin sie an.

„Wollt Ihr etwa behaupten, noch nichts von der schweren Verwundung Custers zu wissen?" fragte er rauh.

Nun brach sie wirklich in die Knie. Das Grauen in ihren Mienen verstärkte sich. Ein Schauer nach dem anderen jagte durch ihren Leib. Dann schrie sie gellend auf.

„Nein, o nein! — — Es ist unmöglich. — — Sagt mir, daß Ihr mich nur quälen — — mich strafen wollt!" — — Wie vom Wahnsinn geschüttelt, starrte sie zu ihm auf — „Floyd — — wäre — —"

In der Menge wurden rauhe Stimmen laut. Dicht um die schmale Veranda drängten sich sehr vieler Männer. Nur der Respekt vor dem Kontraktor hielt sie noch zurück. Feindselig blickten die Männer auf das Mädchen nieder, das mit ihrem Kameraden schnödes Spiel getrieben hatte.

„Sie verstellt sich! — —Als ob sie nicht recht gut wüßte, was geschehen ist! — mit ihres Vaters Revolver ist Floyd Custer geschossen worden! —Lyncht den Alten! — — Lyncht ihn!" grollte es aus den Reihen der Männer.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsgefühle.

Frühling! jauchzt die Badeverwaltung. Endlich die neue Saison!

Frühling! schimpfen die Theaterdirektoren. Kein Mensch kommt mehr ins Theater.

Frühling! jubelt Emma und zieht noch weniger an.

Frühling! juhut Fränzchen, denn die ferienlose Zeit ist vorüber.

Frühling! freut sich der Schreibwarenhändler, denn ein ungeheurer Absatz von Füllfederhaltern an Dichter hat eingesetzt.

Frühling! erschießt sich ein Redakteur, denn er muß täglich 500 bis 600 Frühlingsgedichte lesen.

Kurt Miethke.

Der Mann, der Weizen wachsen läßt.

Von Dr. Friedrich Koch-Wawra.

Der Mann, der Weizen wachsen läßt und sonst nichts weiter tut, ist ein strohblonder Landsmann des großen Knut Hamsun. In Kulladal stand seine alte Holzwiege; eine bejahrte Großmutter zog ihn auf und erzählte ihm abenteuerliche Geschichten von kühnen Seefahrten und märchenhaften Reichtümern. Seine Schwester hieß Karin; ihn selbst nannten sie Jens, Jens Aeskevold.

Karin hatte keinen brauchbaren Spielgefährten an dem stillen Bruder. Den trieb die Sehnsucht auf den höchsten Berggipfel von Kulladal. Da lag der stille Bruder und schaute hernieder auf den Stavangerfjord und über das blaue Weltmeer. Hatte er Hunger, so half er den Holzfällern. Wenn die Herbstürme über die Berge fegten, so stieg er hinunter ins Dorf und lernte lesen und schreiben bei einem Wanderlehrer.

Eines Morgens war die Bergluft so klar, daß Jens Aeskevold „Amerika riechen" konnte. Hundert schieferblaue Wolken zogen eilends westwärts. Ein alter Holzfäller erzählte von Neuyork. Großvater Jörgensen kam heraufgekraxelt, um Beeren zu suchen. Als er seinen Korb gefüllt hatte, legte er sich nieder und erzählte von einer kleinen Stadt in Dakota.

„Wie heißt das Städtchen, Bestevader?"

„Dickinson heißt das Städtchen."

„Wie kommt man nach Dickinson?"

„Man muß in Neuyork sein und 24 Dollars haben. Auf der Station sagen sie einem schon, wie man hinkommt. Die 24 Dollars muß man ihnen geben."

„Wie viele Kronen sind 24 Dollars, Bestevader?"

„100 norwegische Kronen."

An diesem Abend stieg Jens Aeskevold zu Tal.

„Großmutter, gib mir hundert Kronen. Ich gehe nach Amerika. Ich schicke sie dir wieder zurück."

Der Kaufmann Tage Schüning lieh der Großmutter hundert Kronen auf ihr kleines Häuschen. Jens Aeskevold knotete das Geld in ein Taschentuch und barg es fest unter dem Wams.

Jens Aeskevold schlug sich durch bis nach Bergen. Dort saß er lange Wochen am Hafen, bis sie ihn als Jungen auf einem Amerikasegler anheuerten. Lohn bekam er nicht. Er mußte erst seine Ausrüstung abverdienen. Dafür ging die Brigg aber geradewegs nach Neuyork. —

Am 10. Juli 1899 stand Jens Aeskevold auf dem Broadway. Ein Norweger, den er nach dem Bahnhof gefragt hatte, lockte ihn in ein Wirtshaus.

„Gib die hundert Kronen nur her! Ich besorge dir das Ticket. Warte hier auf mich."

Da fing Jens Aeskevold dermaßen an zu brüllen, daß ein Schutzmann in das Wirtshaus stürmte. Der brachte ihn zur Polizeiwache. Ein Norweger wurde gerufen.

„Wo willst du hin, Kid?"

„Nach Dickinson." Sie suchten die Landkarte ab.

„Hast du denn Geld, Kid?"

„24 Dollars. Soviel kostet das Ticket."

„Was willst du denn in Dickinson?"

„Arbeiten."

„Allright. Arbeiter konnte man brauchen im jungen Westen. Sie kauften ihm ein Ticket nach Dickinson. Der Kommissar schenkte ihm noch 25 Cents, und die Polizisten gaben ihm ihre Frühstücksbrote.

„Good luck!"

So kam Jens Aeskevold eines Morgens nach Dickinson und machte mit den Armen die Bewegung des Arbeitens vor einem jeden, der wie ein Baas aussah. Ein alter Schotte namens Henderson nahm ihn mit auf seine Farm.

Jens Aeskevold stand in dem gelben Weizenfeld und arbeitete, bis er seine Haut vom Körper abschälen konnte. Aber dieselbe Sonne, die ihn zuschanden gebrannt hatte, gab ihm ein neues Fell. Das war so zähe wie Leder. Bald sprach er englisch statt norwegisch, und eines Morgens hielt er dem Baas die schwielige Hand hin. Der Baas legte 30 Dollars hinein und sagte: „Johnny, du mußt bei mir bleiben. Ich gebe dir von heute ab 15 Dollars im Monat."

Jens Aeskevold schickte die 30 Dollars der Großmutter und arbeitete für den Baas ein ganzes Jahr. Dann ließ er sich von der Regierung eine „homestead" geben. Henderson vermietete dem fünfzehnjährigen Unternehmer ein Pferd, eine Kuh und einen Pflug. Jens Aeskevold wurde Arbeitgeber.

Beim Pflügen dachte er: Zweimal zwei ist vier, zweimal vier ist acht. In diesem Sinne grub er einen Brunnen, baute ein Blockhaus, verkaufte eine Ernte und ließ sich die beiden nächsten homesteads dazu geben. Nun grub er zwei Brunnen, baute zwei Blockhäuser und legte einen Draht um das Ganze. Einmal schoß er einen Bären. Einmal trampelte ihm ein Rudel Pferde das Weizenfeld zusammen. Ein Mann aus dem Osten verkaufte ihm einen Motorpflug. Dann wurde Jens Bürger der Vereinigten Staaten und nannte sich John Ashfold.

Als Mr. Ashfold kam er bald hinter die Formel eines einträglichen Lebens. Was brauchte man, um glücklich zu sein? Drei, vier tüchtige Männer. Die stopften im Herbst die Saat in die Erde. Dann kann man gehen. Im Spätsommer kommt man wieder, schneidet die goldenen Ähren ab und zieht einen Scheck von 10 000 Dollars auf die Bank von Minnesota.

Als Mr. Ashfold zu dieser Einsicht gekommen war, bestellte er einen vertrauenswürdigen Menschen zum Aufseher und fuhr auf einem Ozeanriesen nach Europa.

Die Menschen im Kulladal kannten ihn nicht mehr. Großmutter Fiete war tot. Karin hatte einen Postmeister in Christianssund geheiratet. Mr. Ashfold schenkte ihr tausend Dollars. Nur der alte Höjberg war noch da. Seinetwegen war man ja auch nach Norwegen gekommen. Eines Tages gingen die Zimmerleute an die Arbeit und bauten eine Villa an derselben Stelle, auf der Jens Aeskevold von dem alten Jörgensen den Weg nach Dickinson erfragt hatte. Nun sitzt John Ashfold an langen Sommertagen auf der Veranda und schaut über den Stavangerfjord und über das Weltmeer. Wenn am Abend die Luft vor Klarheit leuchtet, so kann Herr Ashfold „Amerika riechen". Dann schließt er die Augen und träumt von goldenen Weizenfeldern. Im August zieht der Angekok durch die Lüfte. Dann packt Herr Ashfold sein Köfferchen und fährt geradeswegs nach Dickinson. Dort weilen zu dieser Jahreszeit allerlei Gestalten auf dem Bahnhof, Tramps, Hobos aus aller Herren Länder; ihre Sehnsucht sind Güterzüge zum Weiterfahren. Mr. Ashfold tritt einfach unter die Bums und spricht:

„Hallo, boys! Brauche 45 Männer. 4 Dollars am Tag und Essen. Wer geht mit?"

Ist der Weizen geschnitten, so zieht Herr Ashfold seinen Scheck, die Bums erhalten das Doppelte des ausgemachten

Lohnes, und der Verwalter bekommt Geld für die Bestellung des Landes —

Im August eines jeden Jahres fährt Herr Ashfold nach Dickinson, im Oktober auf den Höjberg im Kulladal. Herr Ashfold ist niemals in Paris oder in Berlin gewesen. Neuyork interessiert ihn nicht. London und Chicago sind „bloody places“. Herr Ashfold liebt gerade Wege und schläft nur im Pullmanwagen, in Dampferkajüten, auf seiner Farm in Dakota oder in seiner Villa im Kulladal.

Herr Ashfold besitzt kein einziges Buch. Sein Englisch eignet sich auch nicht gut zum Bücherlesen.

„Sie sollten heiraten, Mr. Ashfold“, meinte einmal eine Farmersgattin. „Sie wissen nicht, was ein glückliches Familienleben ist.“

„Wollen Sie einen glücklichen Mann sehen, Lady? Right here vor Ihnen, da steht er. Ich lebe und denke, das ist mir genug. Ich kann träumen und denken, was ich will. Das ist Glück genug.“

„O, es gäbe nicht weit von hier eine brave Frau, die Ihnen ein treues Weib, eine —“

„Das interessiert mich nicht.“

„Eine aufopfernde Gattin und Ihren Kindern —“

„Hören Sie auf!“

Die Dame ging. Jens Aeskevold nahm einen strammen Schluck Whisky und verteilte den Rest unter die Boys. Denn dies war der einzige Heiratsantrag, der Herrn Ashfold je angetan wurde. Er selbst gibt kein „verdammtes bißchen“ um die Frauen.

Ich muß es wissen, denn ich wohnte acht Tage mit ihm in derselben Kabine.

Der Maibaum.

Von Hans Gäfgen.

Zu den alten Volksbräuchen, die sich in manchen Gegenden bis zur Gegenwart erhalten haben, zählt die Sitte, Anfang Mai einen Maibaum zu setzen. Während man heute diese Bäume lediglich aus Gründen der Volksbelustigung zu errichten pflegt, damit die Dorfjugend ein Wettklettern zu ihren Gipfeln veranstaltet, um die dort angebrachten leckeren Dinge herabzuholen, wohnte der Gepflogenheit in alter Zeit ein tiefer Sinne inne. Man sah in dem Baum den Ausdruck der ganzen Fruchtbarkeit des Frühlings, die man in ihm gewissermaßen in das Dorf verpflanzte. So erklärt es sich auch, daß alle Teile des Baumes, die schädlichen Insekten Unterschlupf bieten konnten, wie Äste und Rinde, vor seiner Aufrichtung sorgsam entfernt wurden, so daß lediglich Stamm und Spitze übrigblieben. Auch daß man jungverheirateten Ehepaaren Maibäume vor die Tür pflanzte und sie dort so lange beließ, bis den Beiden ein Kind geschenkt worden, beweist ,daß man in dem Baume einen starken Fruchtbarkeitsträger sah. Diese Sitte wird z. B. aus Teilen des Inntals berichtet, während es in Schwaben früher üblich war, für jedes Pferd, das man besaß, einen Tannenbaum, für jedes Rind eine Birke auf dem zugehörigen Misthaufen aufzurichten. Auch die Reinheit der Brunnen glaubte man dadurch zu steigern, daß man Maibäume in ihrer Nähe pflanzte.

Eigenartige Bräuche waren mit der Fällung des als Maibaum ausersehenen Baumes verknüpft. Vor allem glaubte man, daß der Baum nur dann seine zauberhafte, glückbringende Wirkung ausübe, wenn sich das betreffende Dorf in voller Einigkeit befinde. Ferner mußte unbedingt die Heimholung des Baumes nachts und ohne Geräusch durch die männliche Dorfjugend geschehen. Im Egerland pflegte dem feierlichen Akt der Maibaum-Fällung ein seltsames Gespräch zwischen den beiden Fällern und einem als Waldhüter verkleideten dritten voranzugehen, während in anderen Gegenden die seltsame Sitte anzutreffen war, die Säge mit Bier oder Wein zu beträufeln.

Man muß Maibäume unterscheiden, die einzelnen angesehenen Persönlichkeiten des Dorfes, dem Bürgermeister, Schloßbesitzer, Pfarrer oder Lehrer zugedacht waren und in gegensätzlicher Bedeutung als „Schandmal“ in Gestalt eines Holunderzweigs, Kirschbaums oder auch einer Strohpuppe Mißliebigen vor die Tür gebracht wurden, und solchen, die dem ganzen Dorfe galten. Letztere müssen eine beträchtliche Höhe haben und womöglich das Dach der den Marktplatz umstehenden Häuser überragen. Auf ihre Ausschmückung, die meist Pflicht der jungen Mädchen ist, soweit sie sich eines guten Rufes erfreuen (andernfalls würde die segenspendende Wirkung des Baumes Einbuße erleiden), wird großer Wert gelegt. Je nach der Landschaft wechseln die Gegenstände, die man an dem Baume anbringt. Während es meist Bänder, Tücher und Leckereien sind, die im Wipfel hängen, finden sich nicht selten auch Figuren, Bilder usw., die auf die Bedeutung des Maibaums hinweisen. In manchen Gegenden Westdeutschlands benutzte man die Dorflinde als Maibaum; nur wo kein derartiger Baum vorhanden war, holte man eine Tanne oder eine Birke aus dem Walde. Tänze um den Maibaum, in deren Mittelpunkt z. B. im Lippeschen eine „Maienkönigin“ steht, bilden einen wichtigen Bestandteil von allerlei Lustbarkeiten, die am ersten Mai gefeiert werden. Während man häufig den Baum schon nach wenigen Tagen oder doch am Ende des Monats fortnimmt, läßt man ihn zuweilen ein ganzes Jahr lang stehen. Oft pflegen die einzelnen Teile versteigert zu werden, wobei für die Krone der höchste Preis erzielt wird, weil man in ihr den reichsten Fruchtbarkeitssegen vermutet. In Böhmen klettert der beliebteste Bursche des Dorfes am Baum hinauf, trinkt oben auf das Wohlergehen aller und schneidet dann die Krone ab, die oft noch lange im Wirtshaus aufbewahrt wird. Ein fröhliches Zusammensein der Dorfjugend beendet häufig die Feier des ersten Mai.



Bunte Chronik



* **Die Kathedrale von Reims wieder hergestellt.** Die Kathedrale von Reims, die wieder völlig restauriert ist, wird mit dem 26. Mai, dem Auferstehungstag, wieder offiziell eröffnet werden.

*

* **Der bestbezahlte Dirigent.** Arthur Toscanini wird in nächster Zeit in Neuyork eintreffen, um hier vierzig Konzerte durchzuführen. Er bekommt dafür 60 000 Dollar, eine Bezahlung, die ihn zum besthonorierten Stabführer der Welt macht. Auf die Minute Dirigieren entfallen 25 Dollar.

*

Ein Zahlen-Kunststück!

Karl sagt zu Paul: Schreibe drei vierstellige Zahlen der Ordnung nach untereinander und ich füge dann noch zwei vierstellige hinzu. Noch ehe du deine zweite Zahl geschrieben hast, nenne ich dir schon die Summe sämtlicher fünf Zahlen.

Paul schreibt 7653 (Karl nennt sofort 27651)
Paul schreibt 5786
weiter 3521
Karl schreibt 4213
„ „ 6478
27651

Wie wird das prächtige, geradezu verblüffende Kunststück gemacht?

Karl zog von der letzten Ziffer der von Paul geschriebenen Zahl 2 ab (da Paul noch 2 Zahlen schreiben wollte) und setzte diese 2 vorn an: somit wurde 27651 daraus. Als dann Paul noch die beiden Zahlen darunter geschrieben, hatte Karl nichts weiter zu tun, als seinerseits zwei Zahlen darunter zu schreiben, von der er jede Ziffer zu 9 auffüllte.

Lustige Rundschau



* **Gute Antwort.** Der Herr Professor hat eine hochinteressante Vorlesung über das menschliche Gehirn gehalten, wo er besondere Betonung auf die Tatsache legte, daß das männliche Gehirn ein weit größeres Gewicht aufweise, als das weibliche. Sarkastisch lächelnd wendet er sich mit der Frage an die ihm zunächst sitzende Studentin: „Was läßt sich ohne weiteres aus dem kleinen Volumen des weiblichen Gehirns folgern, Fräulein Schneider?“ — Worauf Fräulein Schneider prompt erwidert: „Daß es bei dem menschlichen Gehirn nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität ankommt, Herr Professor!“ . . .

*

* **Eine Garantie.** Herr Körner hatte sich von einem bekannten Chirurgen untersuchen lassen, der eine Operation vorschlug. „Was wird die wohl kosten?“ fragt Körner. — „Nun, so etwa 300 Mark.“ — „Soviel Geld kann ich im Augenblick nicht aufbringen. Könnte ich nicht 25 Mark monatlich abbezahlen?“ — „Gut! Sagen wir also: die Operation findet morgen statt, wenn es Ihnen paßt.“ — „Ist sie mit irgendwelchem Risiko verbunden?“ — „Lieber Herr! Die beste Garantie, die ich Ihnen geben kann, besteht doch darin, daß ich Geld von Ihnen zu bekommen habe. G. D.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.